

## Wie man über Gesellschaft erzählen kann: Howard S. Becker im Gespräch mit Reiner Keller

**Reiner Keller, Howard S. Becker**

### Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Keller, Reiner, and Howard S. Becker. 2019. "Wie man über Gesellschaft erzählen kann: Howard S. Becker im Gespräch mit Reiner Keller." In *Erzählen über Gesellschaft*, edited by Reiner Keller, 295–332. Wiesbaden: Springer VS.

<https://doi.org/10.1007/978-3-658-15870-5>.

### Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:

**Deutsches Urheberrecht**

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:

<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/>



# Wie man über Gesellschaft erzählen kann

## Howard S. Becker im Gespräch mit Reiner Keller\*

### Editorische Notiz

Das Interview fand am 19. September 2015 in der Pariser Wohnung von Howard S. Becker und seiner Ehefrau Dianne Hagaman statt. Die hier vorliegende übersetzte und geringfügig ergänzte Fassung erschien zuerst im Forum Qualitative Sozialforschung (Becker, Keller 2016). Howard S. Becker bat darum, den geschriebenen Stil so eng wie möglich an das ursprüngliche persönliche Gespräch anzupassen. Unterstrichene Wörter verweisen darauf, dass sie laut und besonders betont ausgesprochen wurden. [Lachen] bedeutet eine bestimmte Art von Gefühlsregung, „....“ zeigt eine kurze Gesprächspause an, „[...]“ heißt, dass beide Personen gleichzeitig sprechen.

### 1 Notieren und Noten spielen

*Reiner Keller:* Beginnen wir mit dem, was man Ihre Berufsbiografie nennen könnte. Sie promovierten in Chicago und begannen dann, an anderen Standorten, auch in anderen Städten an verschiedenen Forschungsprojekten zu arbeiten. Ich möchte über diese Übergangsphase sprechen, nachdem Sie mit dem PhD-Studium fertig waren und dann diese Art von Feldstudien betrieben. Wie kam das zustande?

---

\* Deutsche Übersetzung und geringfügige Ergänzung des zuerst 2016 im Forum Qualitative Sozialforschung erschienenen Gesprächs (Becker, Howard S. & Keller, Reiner (2016). Ways of Telling about Society. Howard S. Becker in Conversation With Reiner Keller [65 paragraphs]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 17(2), Art. 12, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1602122>. Die Audioversion ist verfügbar unter: <http://dx.doi.org/.5281/zenodo.49829er>.

*Howard S. Becker:* Also zunächst müssen Sie wissen, dass ich den PhD gar nicht so ernst genommen habe. Ich hatte zunächst hauptsächlich Klavier gespielt und fasste das auch als Beruf auf. Ich wollte ein großer Jazzpianist werden. Aber ich war sehr jung und wohnte bei meinen Eltern. Mein Vater war dagegen, dass ich als Klavierspieler in Bars auftrat, und so musste ich studieren. Ich bekam den Bachelor in Chicago und wollte dann eigentlich Literatur studieren, denn ich las gern Romane, und dachte das würde ... und dann im Sommer, noch vor dem Masterstudium, las ich „Black Metropolis“ (Drake, Cayton 2015). Ich dachte: „Das will ich machen. Das ist großartig.“ Es ist, als ob ich Anthropologe wäre, aber zu Hause bleiben könnte und nicht in die Länder reisen müsste. Also schrieb ich mich für Soziologie ein, und das erste Jahr studierte ich bei Everett Hughes.<sup>1</sup>



**Abb. A-1**

Everett C. Hughes  
vor Howard Beckers  
Haus in Kansas City<sup>2</sup>

- 
- 1 Der Soziologe Everett C. Hughes (1897–1983) war eine der bekanntesten Persönlichkeiten in der US-amerikanischen Soziologie. Professor in Chicago von 1938 bis 1961; Herausgeber des *American Journal of Sociology* und 1963 Präsident der American Sociological Association. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten gehörten Fragen der Rassenbeziehungen und Ethnizität, Arbeit und Berufe, soziologische Feldforschung (vgl. Hughes 1984a).
  - 2 Alle Fotografien im Interview sind mit Zustimmung von Howard S. Becker seiner Homepage entnommen (<http://howardsbecker.com/photos.html>, letzter Aufruf am 12. Januar 2019)

Es war ein Kurs über Feldstudien, und das gefiel mir. Es war interessant, denn Hughes schickte uns hinaus, um Feldstudien zu betreiben. Im nächsten Sommer belegte ich einen Kurs über „Fortgeschrittene Feldstudien“ bei Ernest Burgess,<sup>3</sup> dem berühmten Ernest Burgess. Er sagte: „Entweder schaffen Sie es, 12 Fragebögen für meine Untersuchung über das Altern ausfüllen zu lassen, oder Sie fangen eine Masterarbeit an.“ Ich wusste, dass ich keine 12 Fragebögen machen wollte, also ... Ich spielte Klavier in einer Bar an der 63. Straße. Daher fing ich an, Feldnotizen zu machen, was ich schon im Seminar gelernt hatte. Im Spätsommer las Burgess meine Aufzeichnungen. Er sagte daraufhin: „Das ist Professor Hughes, Schwerpunkt ‚Arbeit und Berufe‘, [...]“

R.K.: [Lachen] Dort gehören Sie hin!

H.S.B.: [...] Ja, genau. Fünfter Stock. Hughes hatte das alte Büro von Robert E. Park.<sup>4</sup> Das war sehr bedeutsam ... So ging ich zu Hughes, und zuerst ... Er wollte nichts mit Studenten zu tun haben, wenn sie nichts Interessantes taten. Ich ging hin und klopfe an, und er sagte: „Was wollen Sie?“ Ich sagte: „Mr. Burgess hat gesagt, ich soll Ihnen diese Feldnotizen geben.“ Er sagte: „Gut, kommen Sie in einer Woche wieder.“ OK, also ging ich eine Woche später wieder hin, und es war völlig anders. Er sagte freundlich: „Kommen Sie rein und nehmen Sie Platz.“ Es war so: Er hatte seit Jahren jemanden gesucht, der einen nicht-akademischen Beruf untersuchen wollte, also keine Juristen oder Ärzte, sondern einen niedrigeren Beruf. Jetzt hatte er jemanden gefunden, und er wollte mich nicht verlieren. Er betreute meine Masterarbeit. Und außerdem hatte er eine Förderung für die Untersuchung von Grundschulen und Gymnasien in Chicago bekommen. Er brauchte jemanden, um Lehrer zu interviewen,

<sup>3</sup> Ernest W. Burgess (1886–1966) war kanadisch-amerikanischer Soziologe und einer der Begründer der Soziologie in Chicago, wo er von 1916 bis 1957 lehrte. 1934 wurde er der 24. Präsident der *American Sociological Association* (damals: American Sociological Society). Seine Arbeitsgebiete waren Stadtsoziologie, Altern, Familie. Zusammen mit Robert E. Park schrieb er eines der einflussreichsten Lehrbücher der Soziologie überhaupt (Park, Burgess 1921), sowie ein bahnbrechendes Buch über „The City“ (Park, Burgess, McKenzie 1925).

<sup>4</sup> Robert E. Park (1864–1944) war eine der führenden Personen der US-amerikanischen Soziologie und Begründer der Stadtethnographie. Er erhielt seinen Doktortitel in Heidelberg, arbeitete als Journalist und lehrte von 1914 bis 1933 an der Universität von Chicago. Park war 1925 Präsident der *American Sociological Society* (später umbenannt in American Sociological Association). Zu seinen Arbeitsgebieten zählten Stadtsoziologie, Stadtökologie und die Soziologie der ‚Rassenbeziehungen‘ (vgl. Park 1974; Park, Burgess 1921).

und bot mir den Job an. Ich erhielt einen Dollar die Stunde. Nicht großartig, aber auch nicht schlecht – es war ja 1949 oder 1950.

Ich glaube, ich musste 50 oder 60 Lehrer interviewen. Ich gab ihm jedes Interview; er las und kommentierte. Nachdem ich etwa 20 gemacht hatte, ging ich wieder zu ihm und übergab ihm ein Interview. Er sagte: „Warum geben Sie mir das?“ Ich sagte: „Ich dachte, ich sollte das.“ Er sagte: „Sie wissen doch, wie es gemacht wird. Stören Sie mich nicht mehr damit.“ [Lachen] So unterrichtete er auch, es war wunderbar. – „Sie können es doch, machen Sie es einfach.“ So führte er mich im Wesentlichen durch ...

*R.K.:* Darf ich Sie etwas fragen? Sie sprachen von Feldstudien und fortgeschrittenen Feldstudien. War der einzige Unterschied zwischen den beiden der Name des Kurses?

*H.S.B.:* Ja, ich sehe, Sie kennen sich aus. Es bedeutet gar nichts.

*R.K.:* Gute Feldstudien zu machen – was hieß das für Hughes?

*H.S.B.:* Dass man gut zuhörte, dass man aufpasste, was die Leute sagten, und dass man sich das merken konnte. Was man hörte, verwendete man für weitere Fragen. Man musste wissen, was der Job verlangte, also sich merken, was die Person zu sagen hatte. Nicht eine Reihe von vorbereiteten Fragen stellen [...]

*R.K.:* Ja, stimmt.



**Abb. A-2**

Howard S. Becker  
als Klavierspieler in  
einer Bar in der 63.  
Straße in Chicago,  
ca. 1950

H.S.B.: [...] Wissen Sie, eine Unterhaltung zu führen, bei der alles gesagt wurde, was ein Soziologe wissen wollte. Was das war? Wer weiß? ... Ich glaube, Hughes war nicht an Analysemethoden interessiert. Einer der Studenten höherer Semester, der für ihn arbeitete, zeigte mir, wie man die wichtigen Teile auswählt und wie man alles zusammenbaut und eine Aussage daraus macht. Ich schrieb die Masterarbeit, während ich mit den Lehrern beschäftigt war. Einmal – ich war schon fast damit fertig – sagte Hughes plötzlich: „Sie sollten einen Artikel schreiben.“ Ich fragte: „Worüber?“ Er sagte: „Na, über Ihre Masterarbeit. Schreiben Sie einen Artikel.“ „Worüber soll ich denn schreiben?“ Er sagte: „Nehmen Sie eine Idee und lassen Sie alles drin, was Sie dieser Idee anhängen können, und wenn es nicht passt, lassen Sie es weg.“ OK. So schrieb ich meinen ersten Artikel. Er hatte dieses bizarre Thema: Musiker. Ein solches Gebiet gab es gar nicht. Hughes war damals Redakteur der Zeitschrift *American Journal of Sociology*. Deshalb schickte ich den Artikel an andere Soziologie-Fachzeitschriften. Es gab nicht viele, und sie lehnten ihn alle ab. „Zu bizar, nicht interessant.“ Schließlich sagte er: „OK, senden Sie ihn an das *American Journal of Sociology*,“ und dort wurde er veröffentlicht. So fing es an, und dann wurde es mir zur Gewohnheit.



**Abb. A-3**

Auftritt des „Bobby Laine Trio“ im 504 Club in Chicago ca. 1950 (Tenor-saxophon: Bobby Laine, Schlagzeug: Dominic Jaconetti, Klavier: Howard Becker)

Das habe ich dann gemacht, und als ich meinen PhD hatte, blieb ich noch zwei Jahre in Chicago. Ich hatte inzwischen geheiratet und brauchte nach meinem Masterabschluss einen Job. Ich war zu Hughes gegangen und hatte gesagt: „Nun, auf Wiedersehen. Es war sehr interessant, aber ich muss jetzt

arbeiten. Ich werde Vollzeit als Klavierspieler arbeiten, und ich kann das hier nicht länger tun.“ Er hatte einfach ignoriert, was ich sagte, und mich gefragt: „Haben Sie ein Stipendium beantragt?“ Ich sagte: „Nein, ich verlasse die Uni.“ Er hatte erwidert: „Beantragen Sie jetzt ein Stipendium.“ Ich gehorchte und ich bin sicher, dass er dafür gesorgt hatte, dass ich das Stipendium bekam, und schon saß ich an meiner Doktorarbeit. Es war eigentlich komisch. Da es mir nicht wichtig war, fiel es mir auch nicht schwer. Ich machte mir keine Sorgen, wissen Sie? Ich machte einfach die Prüfungen, und [...]

R.K.: Sie waren gar nicht so erpicht darauf [...]

H.S.B.: Ja, ob ich es schaffe oder nicht ... Nach zwei Jahren war ich fertig. Das ist der Hauptgrund, warum ich erst 23 war, als ich meinen Doktortitel bekam. Die Leute denken: „Oh, Sie müssen ja so klug gewesen sein,“ aber nein, es war mir ganz egal [kichert]. Ich habe es einfach gemacht. Und dann konnte ich keinen Job finden. Ich war ja erst 23.

R.K.: Zu jung!

## **2 „Treffen Sie mich morgen in Kansas City“**

H.S.B.: Ja. Zu jung, aber ich überredete jemanden am Institut für Jugendforschung,<sup>5</sup> das nicht zur University of Chicago gehörte. Der Staat Illinois zahlte mein Gehalt, aber es waren dort alles Leute aus Chicago. Ich überredete sie, mir eine halbe Stelle für eine Studie zum Marihuana-Konsum zu finanzieren. Als Musiker war ich natürlich damit vertraut. Und ich hatte ein Vorbild, nämlich das Buch von Alfred Lindesmith<sup>6</sup> über Opiatabhängigkeit aus dem Jahr 1947. Kennen Sie das?

R.K.: Ich kenne nur den Titel, das Buch kenne ich nicht.

5 Gegründet 1909; zur Geschichte, den Arbeitsgebieten und den Umbenennungen des Institutes vgl. [www.psych.uic.edu/aboutus/history](http://www.psych.uic.edu/aboutus/history), letzter Aufruf am 12. Januar 2019.

6 Alfred R. Lindesmith (1905–1991) war Professor für Soziologie an der Indiana University. Er promovierte 1937 an der Universität von Chicago bei Herbert Blumer (einem ehemaligen Assistenten von George Herbert Mead und später führender Protagonist der Theorie der Symbolischen Interaktion; vgl. Blumer 1969).

**Abb. A-4**

Alfred „Lindy“  
Lindesmith

H.S.B.: Es sollte mal wieder neu aufgelegt werden. Ich meine, es ist ein wundervolles Buch. Und es hatte alles, was ich brauchte, denn Marihuana war ein sehr interessanter Fall zum gleichen Thema. Es war Lindesmiths Idee, das Phänomen der Abhängigkeit sei eine Folge davon, dass die Leute anders über die Droge und den Umgang mit ihr dachten. Ich wusste, dass es keine Marihuana-Abhängigkeit gab. Aber es gab dieses High-werden ... und die Menschen müssen das verstehen. Jahre später sagte mir ein Pharmakologe, es sei wirklich ein Rätsel, weil Marihuana eine sehr geringe physiologische Wirkung hat. Wenn man die Droge pharmakologisch untersucht ... sie hat gar keine Wirkung. Marihuana führt zu enormer psychologischer Wirkung, und daran waren wir sehr interessiert. Es ging darum, wie ein Konsument interpretierte, was geschah. Auch sich nicht darüber bewusst zu sein, dass es geschah. Das schrieb ich alles auf, und es wurde im *American Journal of Sociology* veröffentlicht. Es war sehr interessant, dass sich niemand darum kümmerte: „Nicht interessant!“ Denn es war kein gesellschaftliches Problem. Niemand regte sich auf. Das war komisch. Ich weiß nicht, wie ich die Idee des Labeling entwickelte. Ich meine, das gab es schon, es war nicht meine Erfindung. Edwin Lemert<sup>7</sup> hatte 1951 schon darüber geschrieben, und andere Leute vor ihm. Ich glaube, ich habe

---

<sup>7</sup> Edwin Lemert (1912–1996) war amerikanischer Soziologe und Kriminologe, schrieb Schlüsselwerke des Labeling-Ansatzes und führte unter anderem das Konzept der „sekundären Devianz“ ein. Er war Professor für Soziologie an der University of California, Los Angeles und der University of California, Davis.

deutlicher und leichter verständlich geschrieben. Ich brachte es mit Musikern und Marihuana in Verbindung und machte ein Buch daraus. Das waren die *Außenseiter* (Becker 1963).

Aber inzwischen arbeitete ich schon zwei Jahre in Chicago. Teilweise lehrte ich an der Uni, denn Hughes ging in Urlaub. Ich übernahm seinen Feldarbeit-Kurs. Ich machte weitere Marihuana-Forschungen. Dann erhielt ich ein zweijähriges Stipendium für die University of Illinois. Eines Tages rief Hughes mich an und sagte auf seine wunderbar direkte Art: „Treffen Sie mich morgen in Kansas City!“ Ich fragte: „Warum?“ Er sagte: „Wir werden eine medizinische Fakultät untersuchen.“ Ich fragte: „Wir?“ Er sagte: „Ja!“ Also flog ich nach Kansas City, traf mich mit ihm, und so geschah es. Die nächsten sieben Jahre forschte ich, zunächst an der medizinischen Fakultät. Wir schrieben das Buch *Boys in White* (Becker et al. 1961). Dann habe ich an der Universität gelehrt und es entstand *Making the Grade* (Becker, Geer, Hughes 1968). Anschließend ging ich nach Stanford, weil ich in San Francisco wohnen wollte. Es war kein bedeutendes Soziologiezentrum, aber es war nicht weit von San Francisco entfernt. Ich konnte in der Stadt wohnen und hinfahren, wenn es notwendig war, aber die Soziologiefakultät war schrecklich, und ich war da nicht wirklich engagiert. Ich war an einem Forschungsinstitut. Dann im Jahre 1965 – es waren nun 14 oder 15 Jahre seit meiner Promotion vergangen, und ich hatte schon viel veröffentlicht. Ich hatte drei Bücher geschrieben und viele Artikel. Und das amerikanische Universitätssystem fing gerade an, aus allen Nähten zu platzen, denn es gab ja so viele Studenten aufgrund des Babybooms und so weiter. Es wurden viele Professoren gebraucht, und besonders erfahrene Leute, denn es gab noch nicht genug ältere Leute im Fach. Ich war zwar nicht gerade, was man damals „heiß begehrte“ nannte, aber ich wollte nicht weg. Ich hätte niemals San Francisco verlassen, es sei denn, um nach Chicago zurückzukehren. Dafür wäre ich gegangen.

### **3 „Achtundzwanzig Prozent“**

H.S.B.: Und Ray Mack<sup>8</sup> war Leiter der Soziologie-Fakultät an der Northwestern University in Evanston, gleich nördlich von Chicago. Ich kannte ihn, weil [...]

---

8 Raymond W. Mack (1927–2011) war Professor für Soziologie an der Northwestern University, Evanston, lehrte dort von 1953 bis 1971 und von 1987 bis 1992. Zwischen 1971 und 1987 war er Dekan aller Fakultäten und Vizepräsident der Universität. Er war

R.K.: [...] Er war Schlagzeuger.

H.S.B.: [...] Ja, er war Schlagzeuger. Daher kannte ich ihn. Wir waren gut befreundet. Er war ein sehr ungewöhnlicher, ungewöhnlich intelligenter Verwaltungsmann. Ehrlich gesagt, halte ich Verwaltungsleute normalerweise nicht für die intelligentesten Zeitgenossen. Aber er war es. Er wusste, wie alles zu laufen hat. Er begann damit, Leute anzuwerben, bevor er eine Stelle für sie hatte. Aber er beeindruckte damit: „Hier ist, wo du hingehörst, und wir finden was für dich, keine Bange!“ Eines Tages rief er mich an und bot mir eine volle Professur mit einem schönen Gehalt an, und ich sagte: „Sie verdammt Mistkerl!“ Er lachte, denn er wusste, was ich meinte. Denn ich musste ja San Francisco verlassen. Es dauerte sechs Wochen, aber dann gab ich auf. Es war wundervoll. Ich war dreißig Jahre oder noch länger dort. Es war ein großartiger Arbeitsplatz, wundervolle Studenten und gute Kollegen, an der ganzen Universität. Als ich dort anfing, hatten sie einen wunderbaren Ethnomusikologen namens Klaus Wachsmann.<sup>9</sup> Dann hatten sie Paul Berliner,<sup>10</sup> der ein großartiges Buch über Jazzimprovisationen schrieb (Berliner 1994).

R.K.: Also haben Sie sich dort sehr wohlgefühlt?

H.S.B.: Ja, und dann waren da noch ... Später war da noch jemand, über den ich in *Telling about Society* schreibe (Becker 2007): L. Dwight Conquergood.<sup>11</sup> Er war Professor für Performance Studies, ein Gebiet, das es erst seit kurzem gab. Er half, es zu erfinden, aber ich war bereits sehr daran interessiert, wie auch an anderen Wegen, Soziologie darzustellen, und die dramatische Darstellung

1968 Mitbegründer des dortigen Zentrums für Stadtforschung. Seine Hauptarbeitsgebiete waren Rassenbeziehungen und soziale Ungleichheit.

- 9 Klaus Wachsmann (1907–1984) war britischer Musikethnologe, sammelte und untersuchte traditionelle afrikanische Musik, zum Beispiel in Uganda. Er war 1963 bis 1968 Professor für Musik an der University of California, Los Angeles, die er dann für eine Professur an der Northwestern University verließ.
- 10 Paul Franklin Berliner (\*1946) ist US-amerikanischer Musikethnologe und Musiker. Er war an der Northwestern University, von der aus er an die Duke University wechselte, wo er eine Professur für Arts and Sciences innehat. Hauptarbeitsgebiete: Afrikanische Musik, Jazz, Improvisation.
- 11 L. Dwight Conquergood (1949–2004), US-amerikanischer Ethnograph, erhielt seinen Doktortitel in Performance Studies an der Northwestern University, wo er anschließend ab 1978 zu lehren begann. Arbeitschwerpunkte waren unter anderem Ethnographien in Südostasien, Chicagos Straßenbanden, Flüchtlinge und die Todesstrafe.

schien sehr interessant zu sein. Wir haben zwei Jahre lang gemeinsam ein Seminar durchgeführt. Im zweiten Jahr kam die Fotografin Dianne Hagaman<sup>12</sup> dazu – inzwischen waren wir miteinander verheiratet – und sie fotografierte alles. Das ist Material, das wirklich noch ausgeschlachtet werden sollte. Leider ist Dwight sehr jung gestorben. Die Northwestern University war ein Ort ... Als ich anfing, an *Art Worlds* zu arbeiten, hatte ich ein Stipendium am Center for Advanced Study. Dort belegte ich unter anderem einen Kurs an einer Kunsthochschule in San Francisco, um fotografieren zu lernen. Dann kam ich an die Northwestern zurück und entschloss mich, Fotografie zu unterrichten. Sie hatten niemanden dafür. Es war am Institut für Journalismus angeboten worden, aber dort gab es niemanden mehr dafür. Meine Kollegen waren großartig. Ich sagte: „Ich möchte Fotografie als Forschungsmethode unterrichten.“ „Prima! Mach das!“ So habe ich das sechs oder acht Jahre lang getan.

R.K.: Ich möchte später zu den Themen Performance und Fotografie zurückkehren. Diese Entwicklung von der geförderten Forschung an der medizinischen Fakultät hin zum Unterrichten und zur Professur ... Das war gewissermaßen ein Schritt zur Selbständigkeit. Sie sagten vorhin, all die Forschung sei von Hughes geleitet worden, und Sie mussten Feldarbeit und ähnliches machen [...]

H.S.B.: Na ja, ich war allmählich immer unabhängiger von Hughes geworden, weil ich immer mehr selbst produziert hatte.

R.K.: Was bedeutete es eigentlich damals genau, Professor zu sein, im Vergleich zu heute? Im deutschen Universitätssystem ist es zum Beispiel so, dass Sie als Professor viele Verwaltungsaufgaben haben, so dass es schwierig ist, ins Feld zu gehen, wenn man keine Forschungsförderung hat, die einen für eine Weile freistellt.

H.S.B.: Ich weiß nicht, wie es heute an US-amerikanischen Universitäten aussieht, aber ich glaube, da ist es nicht so schlimm. Ich glaube, europäische Universitäten – die französischen und britischen, die ich kenne – sind voll von solchen unnötigen Arbeiten. Das war bei uns anders, und ich fand es recht einfach, administrative Arbeit zu umgehen. An der Fakultät gab es davon nicht viel, und im Universitätsbereich ... Man hatte damals nicht diese Systeme der Beurteilung, das Ranking und all das Zeug. Das gab es nicht. Wollte man eine

---

12 Eine Präsentation ihrer Arbeiten und auch einige gemeinsame Projekte mit Howard S. Becker finden sich unter [www.diannehagaman.com](http://www.diannehagaman.com), letzter Aufruf 12. Januar 2019.

Forschungsförderung – gut. Dann genehmigte die Universität das. Sie hatten einen gewissen Nutzen davon, aber es war nicht notwendig. Und all diese Universitätskommissionen ... Ich meine, man kann sehr schnell in den Ruf kommen: „Er ist nicht gut in Kommissionen.“ Ich bemühte mich sehr stark um diesen Ruf, und ich hatte Erfolg. Ray Mack kannte mich sehr gut. Er sagte: „Es stimmt, du bist nicht gut in Kommissionen, sie entsprechen nicht deinem Temperament. Darum bitte ich dich auch nicht.“ Ab und zu forderte mich mal jemand auf, einer Kommission beizutreten, und ich sagte einfach: „Nein, ich glaube nicht, dass ich das kann.“ Was ich dabei lernte, war sehr einfach: Sie wollten nicht mich in der Kommission, sie wollten irgendjemand in der Kommission. Wenn du nicht mitmachst, suchen sie einen anderen, bis sie jemanden finden, der dumm genug ist, ja zu sagen. Solche Leute gibt es immer.

R.K.: Hieß das, dass Sie Studenten hatten und mit ihnen arbeiteten? Die Studenten machten Forschung, oder konnten Sie selbst ins Feld gehen?

H.S.B.: Ich bot einen Kurs zur Arbeit im Feld an. Mehr oder weniger nach dem Modell von Hughes, nicht nach seinem Kurs, sondern seiner Art zu lehren. Es wurde bald sehr bekannt, wie ich das machte. Am ersten Tag des Seminars hatten die neuen Studenten meistens keine Ahnung, was geschehen würde. Ich kam rein und sagte: „OK. Bevor wir heute den Raum verlassen, müssen Sie mir alle sagen, wo Sie in den nächsten zehn Wochen Ihre Feldforschung machen wollen.“ Sie sagten dann: „Oh, wir sind noch nicht so weit.“ Ich sagte: „Natürlich nicht, aber Sie müssen sich entscheiden.“ „Wir können uns aber nicht entscheiden.“ „Sie werden sich jetzt entscheiden. Niemand verlässt den Raum vorher.“ Dann sagte jemand: „Ich möchte das und das ...“ Dann diskutierten wir. Dann sagte jemand: „Ich kenne diese Organisation, die interessiert mich ...“ Ich fragte sie nicht nach irgendwelchen Theorien, sondern fragte nur: „Wie oft tagen diese Leute?“ „Einmal im Monat.“ Ich fragte: „Und wo machen Sie die Feldforschung, wenn sie nur einmal im Monat tagen?“ „Wohin sollen wir denn gehen?“ Und ich sagte: „Ich weiß nicht, gehen Sie in eine Autowerkstatt.“ Jemand sagte: „Was ist mit der Feuerwehr?“ „Gute Idee. Gehen Sie hin. Die sind immer da.“ ... Am Ende, nach zwei sehr quälenden Stunden, hatten sie alle zugestimmt, etwas zu tun. Dann sagte ich: „OK, nachdem Sie sich nun alle entschlossen haben, gehen Sie da hin und bleiben Sie drei bis vier Stunden dort.“ Sie fragten: „Was sollen wir dort machen?“ „Setzen Sie sich einfach hin und schauen zu, hören zu, und stellen Fragen, wenn Sie wollen.“

R.K.: Ein ziemlich direkter Weg hinein ins Beobachten, Befragen und sich Umsehen.

H.S.B.: Ja. Einfach hingehen und machen. Es war sehr lustig. ... Sie wussten, dass sie interviewen sollten, hatten aber keine Ahnung, was das bedeutete. ... Dann mussten sie alles aufschreiben, was geschah, und mir das Geschriebene geben, und ich kommentierte. Dort lag die Arbeit für mich, weil ich die Vorlesungen nicht vorbereitete. Dann sagte Einer: „Ich habe endlich genug Mut gehabt, um jemanden zu fragen, ob ich ihn interviewen darf. Und er hat ja gesagt. Und dann wusste ich nicht, was ich fragen sollte.“ [Lachen] Dann fragte ich: „Hat sonst noch jemand diese Erfahrung gemacht?“ Dann haben wir darüber gesprochen – was sollte man fragen? Wie macht man das? Ich machte einige Vorschläge, aber im Wesentlichen zwang ich sie, sich das selbst beizubringen.

R.K.: Und auch gegenseitig.

H.S.B.: Ja, bald sprachen sie miteinander. Ich dachte immer, wenn wir soweit sind, dann war der Kurs erfolgreich.

R.K.: Sie erwähnten die Hinwendung zum Performativen. In *Telling about Society* schreiben Sie auch darüber (s. oben Kapitel 7). Dort erklären Sie ein wenig, was Sie damals machten. In Bezug auf Performances kann man vielleicht zwei Aspekte unterscheiden. Das eine ist die Präsentation soziologischer Arbeiten wie zum Beispiel beim Vorlesen eines Textes. Im Buch schildern Sie anhand eines Beispiels, wie jemand etwas sehr emotional, mit viel Gefühl vorgelesen hat.

H.S.B.: Oh, das hätten Sie hören sollen, es war so lustig! Sie wissen ja, wie sich ein soziologischer Artikel liest. 28 % davon und xx % davon ... Dieser junge Mann – er war ein Student der Theaterwissenschaften. Die Hälfte der Studenten kamen von Drama und Theater, die anderen aus der Soziologie. Mit dramatischer Stimme: achtundzwanzig Prozent. [Lachen]. Er lag nicht daneben, denn in einem solchen Artikel gibt es natürlich implizit ein moralisches Urteil. Ein ernsthaftes moralisches Urteil, die Leute sind wütend. Aber natürlich ist das in der neutralen Sprache versteckt.

R.K.: Ja, ja. Also diese Lesung als Art der Aufführung soziologischer Erkenntnisse oder Forschungsergebnisse ... Gab es da noch andere Möglichkeiten? Theaterstücke oder Gedichte?

H.S.B.: Da gab es ein wunderschönes Stück. Eine Studentin in diesem Kurs – sie war PhD-Studentin der Soziologie, lernte aber auch Kampfsportarten. Als

sie an der Reihe war, etwas darzustellen, führte sie etwas Dramatisches auf. Sie zeigte eine Reihe von Filmen, in denen sie von verschiedenen Trainern in Kampfkunst unterrichtet wurde. ... Kennen Sie das im Kampfsport, wenn man ein Brett mir der Hand zerbricht? Sie sagten ihr: „Also eine Frau kann das nicht. Sie könnten das nie tun.“ Einer nach dem anderen, vier oder fünf dieser Kurzfilme: „Sie können das nie.“ Dann gingen alle Lichter aus. Es war vollkommen finster, und dann erschien ein Licht über der Tür. Bumm! Sie tritt in voller Uniform in den Raum, und ihr Helfer steht auf und hält das Brett. Es war so dramatisch, es war so unglaublich. Und man dachte: „Kann sie das? Wird sie das jetzt machen?“ Bumm! Es war eine der spannendsten Szenen, die ich je gesehen habe.

R.K.: Und sind diese Aufführungen auch vor anderen Zuschauern gezeigt worden?

H.S.B.: Nein, nur in diesem Seminar. Mehrere wollten mitwirken, das war ein späterer Teil des Kurses, da wollten sie Gruppenvorführungen zeigen, die auch faszinierend waren. Es war sehr unterhaltsam, weil weder Conquergood noch ich wussten, was sie vorhatten. Niemand hatte jemals sowas gemacht, und niemand wusste, was geschehen würde. Sie waren so erfinderisch. Sie stellten sich unvorstellbare Dinge vor. Das führte zu etwas ... sie stellten nicht nur Sozialwissenschaft dar. Sie führten auch literarische Werke vor und so weiter.

R.K.: Zum zweiten gab im Zusammenhang mit Performances die Diskussion oder die Idee, Aufführungen zur Datensammlung zu benutzen. In Schulen, zum Beispiel, bat man Schüler, ihr Alltagsleben zu spielen [...]

H.S.B.: Das haben wir nicht gemacht, aber ich fand die Standard-Präsentationen in der Soziologie so langweilig, sie sind meistens nicht sehr interessant. Ich dachte, es sei wunderbar, wenn man ... Und dann endlich. Ich hatte die Northwestern verlassen und war an der University of Washington in Seattle. Ich entwickelte ein Seminar namens „Telling about Society“, und wir machten jede Woche etwas Anderes. Ich bot diesen Kurs zweimal an, einmal in Seattle und einmal in Santa Barbara, und die Auseinandersetzungen, in die die Leute dabei gerieten, waren sehr, sehr interessant. „Sie können Jane Austen<sup>13</sup> nicht

13 Jane Austen (1775–1817) war eine britische Schriftstellerin. Zu ihren berühmtesten und auch mehrfach verfilmten Werken gehören u. a. „Sinn und Sinnlichkeit“ aus dem Jahre 1811 sowie „Stolz und Vorurteil“ aus dem Jahre 1813.

Soziologin nennen.“ Ich nenne sie aber so. Warum denn nicht? Oder George Bernard Shaw.<sup>14</sup>

R.K.: Die sind auch im Buch.

H.S.B.: Ja. Eine Menge im Buch stammt aus diesem Kurs.

## 4      **Fotografie**

R.K.: Und Sie schreiben über Fotografie, über Walker Evans<sup>15</sup> zum Beispiel und andere Fotografen. Wir brauchen nicht über die Unterschiede zwischen eher Autoren gesteuerten oder Publikum gesteuerten Werken zu sprechen. Ich habe zum Beispiel über den Unterschied zwischen dem soziologischen Arbeiten und der Fotografie nachgedacht. KünstlerInnen bzw. Fotografinnen können sich nur auf ihren eigenen, individuellen Blick auf das Geschehen beziehen – auf soziale Ungleichheit oder das Straßenleben [...]

H.S.B.: Also eigentlich sind viele Fotografen an denselben Dingen interessiert wie Soziologen.

R.K.: Sie betreiben also auch eine Art von Forschung?

H.S.B.: Absolut. Sie kennen doch bestimmt Robert Franks *The Americans* (1958).<sup>16</sup> Das halte ich für ein soziologisches Werk. Gewiss würde Frank das bestreiten. Aber nur, weil er ein verrückter alter Mann ist. Walker Evans – sein Ansatz zu seinem Projekt war sehr soziologisch. Es ist einfach eine andere Methode. Wissen Sie, eines meiner Lieblingsprojekte dieser Art ist das Buch von John

<sup>14</sup> George Bernard Shaw (1856–1950) war ein irischer Schriftsteller und Gewinner des Literaturnobelpreises im Jahre 1925.

<sup>15</sup> Walker Evans (1903–1975) war US-amerikanischer Fotograf. Er wurde für seinen neorealistischen Stil und seine dokumentarischen Arbeiten über drei Farmerfamilien in den 1930er Jahren während der Zeit der Großen Depression berühmt (Agee, Evans 1941).

<sup>16</sup> Robert Frank (\*1924) ist ein schweizerisch-amerikanischer Fotograf, der von Walker Evans beeinflusst war und mit seinen Fotos von Menschen aus unterschiedlichen Klassen der US-amerikanischen Gesellschaft der 1950er Jahre bekannt wurde.

Berger<sup>17</sup> und Jean Mohr<sup>18</sup> namens *A Seventh Man* (Berger, Mohr 1975). Kennen Sie das Buch?

R.K.: Nein, das kenne ich nicht.

H.S.B.: Oh, es wäre eine wundervolle Erfahrung für Sie. Es geht um Gastarbeiter, die aus Südeuropa oder dem Mittleren Osten kommen, und deren Erfahrungen in Nordeuropa. Berger ist Schriftsteller und Jean Mohr ist ein Schweizer Fotograf. Das Buch ist eine ziemlich unglaubliche Kombination von Storys, Gedichten und anderen Fiktionen. Eine der Geschichten heißt „Er“. „Er verlässt das Dorf“, und es wird nicht gesagt, wo es ist. Er kommt in eine Großstadt. Es könnte in Deutschland sein oder in Schweden, und er macht seine Erfahrungen. Dann gibt es Fotos, wundervolle Fotos von all dem.

R.K.: In Deutschland ist visuelle Soziologie heute „trendy“ und „hip“. Sie hat eine gewisse Wirkung, aber sehr häufig bezieht sich die Diskussion auf eine passende Art der Interpretation. Wie man Bedeutung aus einer Fotografie erhält. Sehr kompliziert, sehr anspruchsvoll.

H.S.B.: Ich weiß, wie meine Leute sind. [Lachen]

R.K.: Auf welche Weise sprechen Sie über die Fotos? Zuerst Beschreibung, und dann eine Art von Interpretation?

H.S.B.: Also ich meine, es ist schon drin. Es ist so, dass die Interpretation meistens implizit bereits enthalten ist. Die Leute geben dir nur nicht die einzelnen Schritte. Sie sagen nur: Schau dies an! Walker Evans, Dorothea Lange<sup>19</sup> zeigen Ihnen die *Dust Bowl*<sup>20</sup> und die großen Wanderungsbewegungen (Lange 1939) und so weiter, also was hat sie uns zu sagen? „Sie müssen gut hinschauen,

17 John Berger (1926–2017) war ein britischer Schriftsteller, bekannt für sein fiktionales Werk und seine Schriften über Bilder sowie den Unterschied zwischen ‚Sehen‘ und ‚Anschauen‘

18 Jean Mohr (\*1925) ist Schweizer Dokumentarfotograf. Er arbeitete zu humanitären Interventionen bspw. über Flüchtlingscamps.

19 Dorothea Lange (1895–1965), US-amerikanische Pionierin der Dokumentarfotografie, wurde durch ihre Arbeit über die Great American Depression berühmt, in der sie u.a. Fotos von Arbeitslosen und Wohnungslosen veröffentlichte.

20 *Dust Bowl* ist ein gängiger Begriff für die Great Plains-Regionen (zum Beispiel in Oklahoma) in den USA, die in den 1930er Jahren schwer unter Staubstürmen und der

denn es ist so subtil“, aber wenn Sie sich Robert Franks Buch anschauen, das ist nicht subtil. Es ist ziemlich deutlich, wie er die Amerikaner interpretierte.

R.K.: Sie würden doch nicht behaupten, es gäbe nur eine einzig wahre Interpretation des Fotos? Ich habe den Eindruck, dass manche Kolleginnen und Kollegen versuchen, die einzige beste Art und Weise anzugeben, wie man Zugang zu einem Foto erhält. Ich weiß nicht genau, was die entsprechende Forschungsfrage ist, aber [...]

H.S.B.: Das gibt es genauso wenig, wie es einen einzigen besten Weg gibt, irgendetwas zu tun. Wenn es nur einen besten Weg gäbe, David Hume zu verstehen, würde man nicht heute noch darüber argumentieren. Es gibt nie einen besten Weg, es gibt nur einige gute Wege. Man probiert sie aus und sieht, was nützlich ist.

R.K.: Ja, da stimme ich völlig zu.

H.S.B.: Wenn Sie „Telling about Society“ empfehlen, müssen Sie das auch.

R.K.: Es gibt mehrere Gründe, warum ich dieses Buch für die Soziologie empfehle.

H.S.B.: Es gibt eine *International Visual Sociology Association*,<sup>21</sup> wissen Sie das?

R.K.: Ja.

H.S.B.: Ein alter Freund von mir, der in späteren Jahren bei Hughes studiert hat, Douglas Harper,<sup>22</sup> war ein großer Antreiber in dieser Gruppe. Aber es gibt in der ganzen Welt Leute, die dazu gehören. Und das sind meistens Professoren. Die sind vorwiegend daran interessiert, ein Gebiet aufzubauen und eine Theorie aufzustellen. Sie akzeptieren nicht den tentativen, annäherungsweisen Charakter des Wissens. Sie meinen, alles könne genau bestimmt werden. Aber so ist die Wissenschaft, die wirkliche Wissenschaft eben nicht. Das ist das neue Buch [...]

Wirtschaftsdepression litten; damals wanderten die Menschen von dort in andere US-Regionen aus.

21 Gegründet im Jahre 1981, siehe <http://visualsociology.org>, letzter Aufruf am 12. Januar 2019.

22 Douglas Harper (\*1948) ist US-amerikanischer Soziologe und Fotograf. Er ist Professor emeritus an der Duquesne University in Pittsburgh mit den Arbeitsschwerpunkten Visuelle Soziologie, Fotografie, Foto-Elizitation, Gedächtnis- und Erinnerungsstudien.

R.K.: Das, an dem Sie zur Zeit arbeiten?

H.S.B.: Ja, ich habe einen Entwurf und arbeite jetzt daran, ihn zu korrigieren.

R.K.: Und es betrifft die Offenheit von [...]?

## 5 Daten, Evidenz, Ideen

H.S.B.: Es heißt „Should we believe what people tell us, or should we go and look for ourselves?“ Es geht um Daten, Beweismaterial, Ideen. Wir sammeln Beobachtungen auf irgendeine Weise – mit einem Fragebogen, aus einem Buch, im Zensus oder indem wir selbst hingehen und schauen. Und dann verwenden wir diese Ideen als Belege. Wir nutzen diese Daten als Beweismaterial, um darzustellen, dass diese Idee besser ist. Die Schritte, die Daten zu Beweisen machen, sind wirklich der schwierige Teil. Es gibt nämlich so viele Dinge, die schiefgehen können, und Soziologen sind nicht gut darin, ... Sie denken lieber nicht darüber nach. Aber wenn wir uns ansehen, was Naturwissenschaftler tun, dann zielt deren größtes Bemühen darauf ab, Fehler zu vermeiden. So sind sie. Sie machen keine Fehler. Sie akzeptieren nichts als etwas, was es nicht wirklich ist. Ein Kapitel in meinem Buch erzählt zwei Geschichten über Wissenschaftler. ... Kennen Sie diese Reihe, die hier in Frankreich veröffentlicht wird, „Raconter la vie“ (Das Leben erzählen)?<sup>23</sup> Es ist eine ziemlich interessante Website und Buchserie. ... Pierre Rosanvallon,<sup>24</sup> ein Historiker, leitet das. Sie geben Bücher von 70, 80 Seiten heraus, jeweils die Lebensgeschichte einer Person, ihre Erlebnisse und Erfahrungen. Verschiedene Arten von Leuten, verschiedene Arten von Arbeiten. Außerdem publizieren sie kürzere Bücher. Die längeren Bücher werden gedruckt und für fünf Euro verkauft, glaube ich. Die kürzeren sind online verfügbar. Sie haben ein Forum, in dem Leute sie diskutieren, es ist eine sehr interessante Sache. Ich habe in New York eine Rezension darüber auf einer Website namens „Public Books“ (Becker 2014a) geschrieben.

23 Eine 2013 gegründete Buchkollektion und partizipative Internetplattform, die inzwischen durch „Raconter le travail“ ersetzt wurde (<http://raconterletravail.fr/projet/>; letzter Aufruf am 26. Februar 2019).

24 Pierre Rosanvallon (\*1948), Französischer Historiker, Professor am Collège de France (Paris). Arbeitsschwerpunkte: Demokratiegeschichte und (französische) Staatsgeschichte, Probleme sozialer Gerechtigkeit in der Gegenwartsgesellschaft.

R.K.: Ich werde mir das anschauen; klingt sehr interessant.

H.S.B.: Ich glaube, es ist auf meiner Website angegeben. Warum erzähle ich Ihnen das alles? [Lachen]

R.K.: Sie sprachen über Evidenz, Beweismaterial, und die beiden Geschichten über Wissenschaftler in Ihrem neuen Buch.

H.S.B.: Ok, ja, ich habe eines von diesen Büchern genutzt, von einem Physiker namens Sébastien Balibar (2014). Er befasst sich mit Tieftemperaturphysik. Er versucht, so nahe wie möglich an den absoluten Nullpunkt heranzukommen. Und er hat nun alle möglichen Probleme, weil er diesen speziellen Kühlschrank hat, der durch irgendetwas gestört wird. Sie sind zwei Stockwerke unter der Erde im Keller, um gegen verschiedene Wellen und Dinge geschützt zu sein, aber etwas stört immer noch. Ihr ganzes Ziel ist, dieses Etwas zu ergründen, das sich dann als Röntgenstrahlen herausstellt, die von irgendwo durch irgendwelche Fenster kommen. Er muss sie loswerden. Das ist die Hauptaufgabe. Dann ist da ein wundervolles Stück von Bruno Latour aus dem Jahr 1995 namens *Der Pedologenfaden von Boa Vista*. Kennen Sie das?

R.K.: Ich kenne das Kapitel, das er unter dem Titel „Zirkulierende Referenz“ in seinem Buch *Die Hoffnung der Pandora* veröffentlichte (Latour 2002: 36ff.). Es handelt davon, ob ein Wald in die Savanne hineinwächst oder sich zurückzieht.

H.S.B.: Das ist ein überarbeiteter Artikel über genau dieselbe Sache. Dort zeigt er nämlich im Einzelnen, was diese Leute tun, um Fehler zu vermeiden. Und unsere Leute sind nicht daran interessiert so vorzugehen. Nur wenn sie erwischt werden, sonst nicht. Es hat gerade so einen Skandal gegeben, vielleicht wissen Sie davon. Kennen Sie die Sache mit der sozialen Isolation in Amerika? Robert Putnam<sup>25</sup> schrieb ein Buch mit dem Titel *Bowling Alone*, mit der These, es gebe in den USA kein Gemeinschaftsleben mehr (Putnam 2000). „The General Social Survey“<sup>26</sup> – wissen Sie, was das ist?

25 Robert Putnam (\*1941), US-amerikanischer Politikwissenschaftler, Professor für public policy an der Harvard University. Arbeitsschwerpunkte: Demokratie, Ungleichheit, Religion und Öffentlichkeit (public culture).

26 Ein seit 1972 bestehender soziologischer Survey in den USA, der vom National Opinion Research Center der University of Chicago durchgeführt wird; vgl. <http://www.norc.org/Research/Projects/Pages/general-social-survey.aspx>, letzter Aufruf am 12. Januar 2019.

R.K.: Ich habe so eine ungefähre Vorstellung. Eine Art großer Datenmaschine.

H.S.B.: Ja, und jedes zweite Jahr nehmen sie eine ziemlich große Stichprobe, mehrere tausend Menschen, Amerikaner, und stellen ihnen eine bestimmte Zahl von Fragen, die immer dieselben sind. So erhalten sie Zeitreihen. Dann nehmen sie auch Fragen auf ... Man schreibt denen und sagt: „Würden Sie die folgenden Fragen stellen?“, und sie wählen dann welche aus. Eine der Fragen an die Leute war: „Wenn Sie ein Problem zu besprechen haben, an wen würden Sie sich wenden?“ Und die eigentlich gesuchte Variable ist, wie viele Leute ein Befragter als Zeichen der sozialen Verbundenheit nennt. Das wurde über mehrere Jahre hinweg gefragt, und es waren meistens etwa 3 oder 3,2 oder so etwas. Plötzlich fiel das aber auf 1 oder 1,5 Leute, und da kommt der Aha!-Moment. Etwas ist geschehen! Niemand konnte das wirklich glauben ... Man versuchte die üblichen Standardanalysen, fand aber nichts Besonderes bei den Leuten, die weniger Kontakte hatten ... Sie konnten es nicht verstehen. Dann sagte jemand: „Versuchen wir mal, die Daten pro Befragter auszuwerten.“ Haben manche Befragter weniger bekommen? Ja! Es gab sechs oder sieben im Land, die bedeutend weniger erhalten hatten, und es wurde klar, was geschehen war. Die Interviewer hatten die Befragten entmutigt. Denn für jeden Namen musste ein weiterer kleiner Fragebogen ausgefüllt werden. Also konnte man sich vorstellen, dass gesagt wurde: „OK. Sie haben einen genannt, diesen hier. Vielen Dank, jetzt zur nächsten Frage.“ Und diese sechs oder sieben Befragter waren für den gesamten Effekt verantwortlich.

Das sollte eigentlich niemanden überraschen. Julius Roth,<sup>27</sup> ein sehr bekannter Feldforscher meiner Generation, hatte schon vor vielen Jahren einen Artikel geschrieben, der *Hired Hand Research* hieß (Roth 1966). Er schrieb: „Leute machen das für Geld. Man sollte vorsichtig in Bezug auf das sein, wofür man sie bezahlt, denn das bekommt man dann auch.“ Wenn man sie für die Zahl der Fragebögen bezahlt, dann wollen sie eben jeweils so schnell wie möglich fertig werden. Manche jedenfalls.

R.K.: In *Telling About Society* hatte ich immer das Gefühl, dass Sie – obwohl Sie in Ihrem eigenen Erzählen über all die verschiedenen Darstellungsweisen, die Sie betrachten, eine allzu wissenschaftlich-soziologische Art der Darstellung vermeiden – aber doch überall im Buch so viele Hinweise auf genau solche Sachen geben, wie Sie sie eben erwähnt haben: auf präzise und überzeugende

---

<sup>27</sup> Julius A. Roth (1924–2002) war US-amerikanischer Soziologe. Er hatte an der University of Chicago bei Everett Hughes promoviert. Sein Arbeitsschwerpunkt war Medizinsoziologie.

Wege, über Gesellschaftliches nachzudenken und Daten, Argumente und Beweismittel zu präsentieren, einschließlich einiger Einflüsse von den Science Studies. Sie haben sich gerade auf Latour bezogen [...]

H.S.B.: Ja. Es gibt so viele wunderbare Sachen in der ernsthaften Methodologie-Literatur. Da ist zum Beispiel dieser große Statistiker, John Tukey.<sup>28</sup> Ich habe Beispiele seiner lustigen Diagramme in *Telling About Society*. Sie sind so lehrreich. Und ich habe Soziologen gefragt: „Warum benutzt ihr die nicht?“ Und wissen Sie, wie die Antwort lautet? „Niemand benutzt sie.“ [Lachen]

R.K.: So war das noch nie ... Wir haben das nie gemacht [...]

H.S.B.: [Lachen] „So ist es nie gewesen“ ... „Wollen Sie Ärger machen?“

R.K.: Das Buch ist also ein Eingriff in die Soziologie, in den Weg, die Soziologie zu praktizieren?

H.S.B.: Dieses?

R.K.: Ja, *Telling About Society*.

H.S.B.: Absolut.

R.K.: Vielleicht das neue auch?

H.S.B.: Das ganz bestimmt. Die Idee ist: Warum benutzt ihr nicht Tukeys Erfindungen? Sie sind fabelhaft. Eines der schlimmsten Dinge in einer Soziologie-Fachzeitschrift ist: Man schlägt eine Seite um und sieht eine riesige Tabelle mit Hunderten von Zahlen. Vor Jahren sagte mir ein Statistiker: „Schauen Sie, es kommt einzig darauf an, zwei Zahlen zu vergleichen und zu sehen, welche größer ist oder ob sie beide gleich sind.“ Alles, was einem dabei hilft, ist gut, alles, was einen dabei stört, ist schlecht. Und Tukey hat dazu Mittel entwickelt. Ich meine, er war eine Größe auf dem Gebiet. Unsere Leute wollen das nicht hören.

R.K.: Also könnte *Telling About Society* vielleicht sogar eine Art von Untertitel haben: „*Telling About Sociology*“ [Lachen] Das steht nicht auf der Titelseite, aber ...

<sup>28</sup> John Tukey (1915–2000) war US-amerikanischer Mathematiker und Professor für Statistik an der Princeton University mit dem Arbeitsschwerpunkt Statistische Methoden.

H.S.B.: Ja, das wollte ich nicht, ich wollte ja nicht schimpfen. Ich sage nur: „Schau!“

Man geht in einen Laden und sieht sich nur das eine Regal an, aber da ist so viel mehr. So viele Dinge, die man tun könnte.

## **6       Gemeinsam Dinge machen und rückgängig machen**

R.K.: Wenn Sie erlauben – ich habe zwei weitere Fragen, dann können Sie entscheiden, ob wir aufhören sollen. Eine betrifft diese sehr zentrale Vorstellung von *Doing things together* (Becker 1986a), das ist ja so eine Art „soziale Welten“-Idee (Becker 2006)<sup>29</sup>, die auch in *Kunstwelten* sehr präsent ist. Ich vermute, wenn ich dabei an verschiedene Bücher, von *Außenseiter* bis *Kunstwelten* denke, dass es in Letzterem scheint, als würde das „gemeinsam Dinge machen“ so eine Art gemeinsame Herstellung bedeuten.

H.S.B.: Naja, zur Kunstwelt gehören auch die Menschen, die Darstellungen konsumieren.

R.K.: OK, also auch das Konsumieren.

H.S.B.: Und sie machen das Werk, wenn sie es betrachten, anhören und so weiter.

R.K.: Im Vergleich zu den *Außenseitern* – und damit komme ich auf meine Überlegungen zurück –, und vielleicht auch im Hinblick auf andere Situationen, habe ich mich gefragt, ob man da nicht einen wichtigen Unterschied erkennen kann: „Gemeinsam Dinge machen“ bedeutet in *Außenseiter* ja etwas völlig anderes. Zwischen der Polizei, die versucht, die Leute ins Gefängnis zu bringen, und den Marihuana-Konsumenten, die versuchen davonzukommen, gibt es also eine ganz andere Art von „gemeinsamem Machen“. Wissen Sie, was ich meine?

H.S.B.: Ja, das stimmt. Die Idee entstand, nachdem ich *Außenseiter* geschrieben hatte, denn Devianz ist eine Art von Ko-Produktion zwischen all diesen Menschen. Nicht nur Polizei und Marihuana-Konsumenten, auch die Gesetzgeber

29 „Soziale Welten“ ist ein klassisches Konzept der Chicagoer Soziologietradition, das von Howard S. Becker und anderen benutzt wird (vgl. zum Beispiel Strauss 1991: 233ff. über „A social world perspective“).

und die Verwaltungsleute, die das Gesetz ausführen. Sie wissen schon, alle, Wissenschaftler.

R.K.: Gibt es Umstände, unter denen man sagen kann: „Gemeinsames Rückgängig-Machen“?

H.S.B.: Das ist dasselbe.

R.K.: [...] Gemeinsam Dinge zerstören?

H.S.B.: Das heißt ja, etwas anderes zu machen. Deswegen ist es dasselbe. Ich meine, es ist eine Art von ... Die Idee ist einfach. Sie könnte nicht einfacher sein. Ich versuche, es Leuten so zu erklären: „Angenommen, Sie machen einen Film, und Sie können den Abspann am Ende des Films sehen, mit den Danksagungen. Sie sehen all die vielen Leute, die erwähnt werden.“ Mein Vorschlag ist ganz einfach: Die sind alle notwendig. Man kann doch einen Film nicht ohne die Caterer machen, die mittags Essen servieren. Man könnte es, aber es wäre dann nicht dieser Film. Was würde passieren, wenn es keine Caterer gäbe? Die Leute gehen weg. Sie müssen Mittagessen und gehen also irgendwo hin. Sie trinken auch etwas und kommen zu spät wieder. Es ist unglaublich teuer, einen Film zu drehen, mit all den gemieteten Einrichtungen, der Beleuchtung, den Kameras und so weiter. Alles kostet Geld, und Sie zahlen nach Stunden. Wenn die Leute zu spät vom Mittagessen wiederkommen, verlieren Sie Geld, und es steht weniger Geld zur Verfügung, um etwas anderes in dem Film zu machen. Ich bin überzeugt, dass man so denkt. Deshalb müssen die Leute beim Essen vor Ort bleiben.

R.K.: Gestern sprach ich mit einem Künstler über das *Kunstwelten*-Buch, und die erste Frage war „Und was ist mit Mozart?“ (Becker 2014a) Was ist mit der Idee von Genie oder Kreativität? Wenn ich Sie richtig verstehе, ist überall Kreativität, aber so wie sie erkannt und anerkannt wird – das ist der gesellschaftliche Prozess.

H.S.B.: Genau. Das ist genau richtig. Ich sage den Leuten: „Jeder ist kreativ“, denn man trifft ständig auf Dinge, die man nicht erwartet hatte. Nichts ist jemals genau so, wie man denkt, und man muss immer etwas erfinden. Und das tun die Leute auch. Sie erfinden ständig etwas Neues. „Oh, wir müssen Essen kochen! Oh, wir haben aber dies und jenes nicht! OK, dann nehmen wir stattdessen dies und das oder machen es so und so.“ Jeder ist kreativ. Der Unterschied bei diesen so genannten kreativen Menschen ist meistens, dass sie Ideen – wie zum

Beispiel: etwas anders zu machen –, ihre Aufmerksamkeit widmen. Wenn anderen Leuten etwas in den Kopf kommt, dann sagen sie: „Das ist dumm, vergiss es!“ und niemand achtet darauf. Aber der kreative Mensch, derjenige, der als kreativ anerkannt wird, ist derjenige, der darauf hört und etwas daraus macht.

R.K.: Weil sich die ganze Arena, die ganze Welt auf dieses Element konzentriert?

H.S.B.: Nein, nicht genau. Niemand will, dass der zweite Geiger kreativ wird. Vergiss die Kreativität, tue was der Dirigent sagt! Du machst, was die erste Geige macht. Sagt er Abstrich, dann wird Abstrich gespielt.

R.K.: Der Bandleader und seine Gruppe.

H.S.B.: Jaja. Natürlich gibt es viel Unstimmigkeit darüber, wer kreativ sein darf und wer tun muss, was andere sagen. Darum ist ein Film so interessant ... Noch niemand hat jemals die Frage beantwortet: Wer trifft wirklich die Entscheidungen? Ich liebe dieses wunderbare Beispiel: Im „Zauberer von Oz“<sup>30</sup> gab es vier verschiedene Regisseure, bevor der Film fertig war. Das widerlegt die Auteur-Theorie. Es gab keinen Auteur. Das Eindrucksvollste im ganzen Film ist, wenn Dorothy in Oz ankommt, und bis dahin war der Film in Schwarz-Weiß ...

R.K.: und wird plötzlich farbig!

H.S.B.: Wissen Sie, wem das eingefallen ist? Dem Komponisten und dem Liedtexter – Harold Arlen<sup>31</sup> und Edgar „Yip“ Harburg.<sup>32</sup> Das war ihre Idee.

R.K.: Viel gemeinsames Schaffen, und eine andere Art von verteilter Kreativität.

H.S.B.: Das meine ich: Darum geht es in der Soziologie. Wer darf was wann machen? Man muss sich ja aufeinander verlassen können, ist aufeinander angewiesen. Es gibt nichts, was so isoliert ist, dass man es ganz alleine macht.

<sup>30</sup> US-Amerikanisches Musical und Fantasie-Film, der von Metro Goldwyn Meyer produziert und im August 1939 in die Kinos kam.

<sup>31</sup> Harold Arlen (1905–1986) war US-amerikanischer Komponist, unter anderem von „Over the Rainbow“ aus „Der Zauberer von Oz“.

<sup>32</sup> Edgar „Yip“ Harburg (1896–1981), US-Amerikanischer Songtexter, schrieb unter anderem den Text zu „Over the Rainbow“ aus „Der Zauberer von Oz“.

## 7 Keine Chicago-Schule!

R.K.: Ich habe mich gefragt in Bezug auf das *Außenseiter*-Buch und die Labeling-Theorie, auf andere Weise auch im Hinblick auf *Kunstwelten*, aber es ist vielleicht doch dasselbe – also diese Denkweise [...]

H.S.B.: Ja, es ist eine Labeling-Theorie der Kunst.

R.K.: [...] wenn man das der Gesellschaft mitteilt, verändert das irgendwie die jeweilige gesellschaftliche Praxis? Es war offensichtlich die Labeling-Theorie, die einen gewissen Wandel in der Polizeiarbeit herbeiführte ... und es hat Debatten gegeben. Vielleicht hat sich auch gar nicht so viel verändert?

H.S.B.: Aber ich habe das Buch nicht geschrieben, um etwas zu verändern.

R.K.: Nein, nein, das wollte ich auch nicht sagen, aber es hatte Auswirkungen, und die Leserschaft traf Entscheidungen, die etwas veränderten.

H.S.B.: Ja, absolut.

R.K.: Ich denke, dass soziologisches Schreiben immer eine Art von Eingriff in die Gesellschaft darstellt, natürlich mit mehr oder weniger Wirkung.

H.S.B.: Ja, unbeabsichtigt, denn ... wenn man erklärt, wie etwas funktioniert, sagt man den Leuten ja automatisch, wie es verändert werden könnte. Das heißt aber nicht, dass man es verändern könnte. Es heißt nicht einmal, dass irgendjemand es verändern kann.

R.K.: Nein, nein. Das ist etwas völlig anderes.

H.S.B.: Ich glaube, das ist schon immer ein Teil der Soziologie gewesen, von Anfang an. Ich müsste über Max Weber<sup>33</sup> nachdenken, ... oder Émile Durkheim<sup>34</sup>

33 Max Weber (1864–1920), einer der klassischen Begründer der Soziologie in Deutschland, argumentierte für eine auf soziales Handeln, soziale Beziehungen und die Rolle von Deutungsprozessen hin orientierte Soziologie. Sein Begriff des sozialen Handelns wurde unter anderem als *interaction* ins Englische übertragen.

34 Émile Durkheim (1858–1917) war einer der klassischen Begründer der Soziologie in Frankreich und plädierte für eine strukturorientierte Analyse „sozialer Tatsachen“ und sozialer Integration.

vielleicht. Ich weiß nicht. Aber ich glaube, mein theoretischer Vorfahre war Georg Simmel.<sup>35</sup> Ich glaube aber nicht, dass er daran interessiert war, etwas zu verändern. Er dachte nur: „Ich sehe mal, wie diese Maschine läuft!“ Sehen Sie, meine Traditionslinie verläuft von, mein Ursprung liegt bei Simmel. Robert E. Park war ein Schüler Simmels. Hughes war ein Schüler von Robert E. Park. Goffman<sup>36</sup> ist anders, weil [...]

R.K.: [...] Er war mehr von Durkheim beeinflusst, auch etwas von Simmel und dessen eher auf „formaler Soziologie“ beruhenden Teilen.

H.S.B.: Aber Erving war ursprünglich Durkheim, Alfred Radcliffe Brown<sup>37</sup>, William Lloyd Warner<sup>38</sup>, Goffman. Das war die direkte Linie.

R.K.: All diese verschiedenen Leute waren nie eine Art von Gruppe mit der Idee, gemeinsam die Soziologie zu verändern.

H.S.B.: Nein! Es ist so lustig – einmal starteten Daniel Cefai<sup>39</sup> und ich dieses Projekt – kennen Sie ihn?

- 35 Georg Simmel (1858–1918) war ebenfalls einer der klassischen Begründer der Soziologie in Deutschland. Er vertrat eine „formale“ Soziologie, die sich für die sozialen Formen von Beziehungen interessierte, für die Wechselwirkungen zwischen Menschen und für die Rolle von Bedeutungen. Sein Konzept der „Wechselwirkung“ wurde ebenfalls als *interaction* übersetzt. Robert E. Park war eine Zeit lang sein Student; mehrere von Simmels Artikeln wurden sehr früh ins Englische übersetzt und avancierten zu Gründungstexten der Chicagoer Stadtsoziologie der 1920er Jahre.
- 36 Erving Goffman (1922–1982), kanadischer Soziologe, machte seinen Abschluss an der University of Chicago und war später Professor an der University of California in Berkeley. Seine zahlreichen Schriften über die Interaktionsordnung wurden weltberühmt. Goffman war im Jahre 1981 Präsident der *American Sociological Association*.
- 37 Alfred R. Radcliffe-Brown (1881–1955) war englischer Sozial- und Kulturanthropologe und stark von Emile Durkheim beeinflusst. Er arbeitete zur Funktion sozialer Strukturen in nicht-westlichen Gesellschaften (in Afrika, Australien), zum Beispiel über Verwandtschaft, Heirat und Familie. Nachdem er an verschiedenen Universitäten in der ganzen Welt gelehrt hatte (unter anderem auch an der University of Chicago), wurde er Professor an der Oxford University in Großbritannien.
- 38 W. Lloyd Warner (1898–1970), US-amerikanischer Anthropologe und Soziologe unter Einfluss von Radcliffe-Brown und anderen Klassikern der Anthropologie, wurde 1935 Professor an der University of Chicago und begann dort seine *Community-Studies* und Forschungen über Demokratie, Eliten, Klassen und andere Themen.
- 39 Daniel Cefai (\*1961) ist französischer Soziologe am Centre d’Études des Mouvements Sociaux der Ecole des Hautes Études en Sciences Sociales in Paris und arbeitet seit

R.K.: Ja.

H.S.B.: Dann wissen Sie ja wie er ist: ein rastloser Arbeiter.

R.K.: Ich kann es mir vorstellen. Ich habe einige seiner Bücher auf meinem Tisch.

H.S.B.: Er ging nach Chicago und vergrub sich in der Bibliothek, in den Archiven.

Er sammelte so viele Informationen, es ist wirklich erstaunlich. Er machte eine riesige Tabelle: 200 Leute, alles Studenten höherer Semester, und Hunderte von Fakten über jeden einzelnen. Dann legte er los. Ich meine, es wurde ein Projekt für uns beide: Er stellte mir Fragen, und ich musste lange Antworten schreiben, dann fragte er mich wieder: „Diese Person ... gehörte sie zu der Gruppe? Und diese Person – war sie ein Mitglied der Gruppe?“ Und ich sagte; „Wovon reden Sie? Es gab keine Gruppe.“ [Lachen] Er sagte: „Natürlich gab es eine Gruppe: Sie, Joseph Gusfield<sup>40</sup>, Goffman ...“ Nein, es war keine Gruppe. Es gab all die anderen Leute, 200 Leute und da sind die gar nicht mit eingerechnet, die den Abschluss nicht gemacht haben. Ich meine, Herbert Gans<sup>41</sup> war mit einigen von uns sehr verbunden. Herb und ich sind die letzten, die noch übrig sind. Er hatte nie ein Diplom in Soziologie in Chicago, noch nicht einmal einen Master in Soziologie, sondern in Sozialwissenschaft, und dann ging er nach Pennsylvania und machte einen Abschluss in Planungswissenschaften. War er also ein Mitglied der Gruppe? Ich meine, dieses ganze Getue ist ziemlich blödsinnig. Es war so, als wenn Leute fragen, ob man ein symbolischer Interaktionist ist. Das ist nicht die Wirklichkeit. Aber was geschah, und das ist wirklich schade, es wurde eine Art von Realität, weil so viele Leute daran glauben. Sie lesen gar nicht, was diese Leute geschrieben haben. [...]

langem zur Geschichte und den Ansätzen der Chicagoer Soziologie, zu kollektivem Handeln und zum Pragmatismus. Er selbst führte unter anderem Feldforschungen zur medizinischen Notaufnahme von Obdachlosen in Paris durch.

<sup>40</sup> Joseph Gusfield (1923–2015), US-amerikanischer Soziologe, promovierte 1953 an der University of Chicago und gründete später das soziologische Department an der University of California, San Diego. Seine Arbeitsschwerpunkte waren soziale Bewegungen und kollektives Handeln, mit einem spezifischen Fokus auf moralische Bewertungen des Alkoholkonsums.

<sup>41</sup> Herbert Gans (\*1927), in Deutschland geborener US-amerikanischer Soziologe, studierte in Chicago und wurde an der University of Pennsylvania in Soziologie und Planungswissenschaften promoviert. Er war später Professor für Soziologie an der Columbia University, New York. Zu seinen Forschungsgebieten zählen städtische Transformationsprozesse, Massenmedien, Public Policy und damit zusammenhängende Themen.

R.K.: Na, da haben wir ja die „Definition der Situation“<sup>42</sup> und ihre Folgen!

H.S.B.: Ja, ... die Leute wissen nur, dass es alle so sagen, und warum würden es denn alle sagen, wenn es nicht wahr wäre? Und darum ist es wahr.

R.K.: Man muss also irgendwie mit den Auswirkungen dieser Definition fertig werden.

H.S.B.: Oh, ich weiß nicht, was ich da tun kann, denn ich bin mir bewusst, einige sehr berühmte Leute gesehen zu haben, die das tun. Einer, von dem ich wirklich schockiert war, John Searle<sup>43</sup> – wissen Sie, wer das ist?

R.K.: Ja.

H.S.B.: Also, ich halte ihn für einen arroganten Blödmann, aber ... Er wollte eine Ontologie der Sozialwissenschaften verfassen (Searle 1995). Das ist das dümmste Buch, das ich je gelesen habe. Er hat überhaupt keine Soziologie gelesen, und dann stören er und einige seiner Kollegen sich an der Vorstellung, dass Wissenschaft etwas Relativistisches hat. ... und Bruno Latour<sup>44</sup> ist ihre bevorzugte Zielscheibe. Darum zitieren sie aus Texten von Latour, aber sie haben gar nicht gelesen, was sie zitieren. Es gibt einen wundervollen kurzen Artikel, den Bruno geschrieben hat: „Did Ramses II die of tuberculosis?“ (Latour 2000), und Bruno sagt: „Nein, er konnte nicht an Tuberkulose gestorben sein, denn das gab es gar nicht.“ „Ach, das ist ja lächerlich!“ Das heißt, sie kümmern sich gar nicht darum, was Latour eigentlich gesagt hat, denn er hatte gefragt: „Wie konnte etwas existieren, für das es noch keinen Namen gab?“ Er konnte nicht

42 Das bezieht sich auf ein berühmtes Zitat des frühen klassischen Chicagoer Soziologen William I. Thomas (1863–1947) und der Bevölkerungswissenschaftlerin Dorothy S. Thomas (1899–1970) aus deren gemeinsamer Untersuchung über „The Child in America“. Darin formulieren sie das sogenannte Thomas-Theorem: „Wenn Menschen Situationen als wirklich definieren, dann sind sie in ihren Folgen wirklich.“ (Thomas, Thomas 1928: 571; vgl. dazu insgesamt auch Keller 2012).

43 John R. Searle (\*1932), US-amerikanischer Philosoph, Professor für Philosophie an der University of California, Berkeley, wurde mit seinen Arbeiten zur Sprechakttheorie berühmt.

44 Bruno Latour (\*1947) ist französischer Philosoph, Soziologe und Anthropologe und eine der führenden Persönlichkeiten in der zeitgenössischen Wissenschaftsforschung. Unter anderem arbeitete er ethnographisch in einem Labor und im französischen Staatsrat. Er entwickelte wesentlich die Aktor-Netzwerk-Theorie mit und forderte ein „Parlament der Dinge“.

im Sinne einer von Fachleuten erstellten Diagnose gestorben sein. Es ist offensichtlich. Und dann sagen sie auch, dass Thomas Kuhn (1962)<sup>45</sup> schrieb: „Eine wissenschaftliche Revolution findet statt, wenn so viele Anomalien entstehen, dass sie nicht ignoriert werden können.“ Das ist genau das Gegenteil von dem, was Kuhn sagt, und zu diesem Punkt äußert er sich ganz deutlich. Er sagt, genau das ist nicht der Moment, in dem eine Revolution stattfindet. Er sagt, sie findet statt, wenn jemand versucht, das zu lösen [lacht], sie versuchen, es zu lösen, und dann haben Leute verschiedene Ideen, und sehr bald gerät das ganze gemeinsame Verständnis über ihre Arbeit ins Wanken. Dann machen sie eine Revolution. Es steht wörtlich in Kuhns Buch: „Das ist nicht, was ich meine.“ Aber Leute wie Searle ignorieren einfach, was er sagt.

R.K.: Ich bin mehr in der Tradition von Berger und Luckmann<sup>46</sup> ausgebildet, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* (Berger, Luckmann 1966). In Deutschland steht dieser Teil der Wissenssoziologie vielen Ihrer Arbeitsbereiche oder zumindest sehr ähnlichen Perspektiven nahe. In einem Interview wurden Sie nach Ihrem Verständnis der „gesellschaftlichen Konstruktion“ gefragt, und Sie erklärten:

„‘Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit’ heißt für mich einfach, dass Menschen persönlich oder anders miteinander reden und entscheiden, wie man die Dinge in ihrer Umwelt nennt und wie man sie versteht. Andere Leute mögen diese Fragen anders beantworten, und darum hat der Begriff gesellschaftliche Konstruktion solche Zugkraft, denn er lässt uns sehen, dass Dinge, die wir für wirklich halten, nicht unbedingt auch für andere wirklich sind, und das führt zu einem sehr fruchtbaren Feld für Forschung und Erkenntnis.“ (Becker in Ralón, Ralón 2013: 4f.)

Und in einem anderen Gespräch sagten Sie, dass Sie nicht an einer Identitätspolitik interessiert sind, die sich an theoretischen Positionen wie „symbolischem Interaktionismus“ orientiert, worüber wir eben gesprochen haben, oder an

45 Thomas Kuhn (1922–1996), US-amerikanischer Wissenschaftsphilosoph und -historiker, schrieb ein bahnbrechendes Buch über Paradigmenwandel und wissenschaftliche Revolutionen.

46 Peter L. Berger (1929–2017), in Österreich geborener US-amerikanischer Wissens-, Religions-, Wirtschaftskultursociologe, der sich auch für Modernisierungsprozesse interessierte. Er war Professor an der Boston University.

Thomas Luckmann (1927–2016), in Slowenien geborener österreichisch-US-amerikanischer Wissens-, Religions- und Kommunikationssoziologe. Nach seiner Rückkehr aus den USA und einem kurzen Aufenthalt an der Universität Frankfurt am Main wurde er Professor für Soziologie an der Universität Konstanz.

„Konstruktivismus“ (Becker in Danko 2015: 163). Im Falle der „gesellschaftlichen Konstruktion“ scheint das Konzept darüber hinaus anzudeuten, dass es keine realistische Perspektive darstellt [...]

H.S.B.: Ja, ja.

R.K.: [...] aber ich weiß, dass Luckmann und Berger sich selbst als Realisten verstanden, und sie mochten den Titel „gesellschaftliche Konstruktion“ oder Wörter wie „Konstruktivismus“ selbst nicht.

H.S.B.: Ja, das ist schlecht, denn es führt ... es führt zu dieser Art von Fehlinterpretation.

R.K.: Searle hat sich ja irgendwie auch mit deren Buch angelegt.

H.S.B.: Oh ja, Sie wissen ja, dass er ein arroganter Narr ist. ... [Lachen]

R.K.: Ich muss wohl aufhören, seine Bücher zu lesen und zu verfolgen, was er so treibt [...]

H.S.B.: [...] arrogant, weil er zum Beispiel einmal eine Rezension oder so etwas in der Art für die *New York Review of Books* schrieb, in der er *en passent* den Aufsatz einer Philosophin über irgendetwas kritisierte. Sie schrieb dann in einen Leserbrief: „Leider hatte ich gar nicht geschrieben, was er mir vorwirft. Ich hatte vielmehr geschrieben: ...“ Searle antwortete: „Ich hatte ihren Artikel nicht gelesen, als ich das schrieb, aber jetzt habe ich ihn gelesen, und ich habe immer noch Recht.“ Ich dachte, das war so eine Verletzung wissenschaftlicher ... wie man sich zu benehmen hat.

## 8      Über Soziologie erzählen

R.K.: Sie hatten einige Einwände gegen die Art und Weise wie in den USA Kriterien für „echte wissenschaftliche“ qualitative Forschung zustande gekommen sind. Es gab auch eine Diskussion darüber, ob Gelder oder Zuwendungen nur gezahlt werden sollen, wenn diese Kriterien gelten ... Das war schon vor einiger Zeit; war diese Searle-Intervention vielleicht damit verbunden?

H.S.B.: Das ist ja alles so politisch. Es gibt nicht viel Geld für Sozialwissenschaften.

Das war noch nie der Fall. Ein sehr großer Teil davon läuft über den *General Social Survey*. Der gehört jetzt zu den Dingen, in die man investiert hat, und jetzt muss man weiter darin investieren [...]

R.K.: [...] es am Laufen halten [...]

H.S.B.: Ja. immer weiter. Sonst hat man keinen Vorteil davon. Und NORC, das National Opinion Research Center<sup>47</sup> an der University of Chicago hat einen Riesenapparat aufgebaut, um zu gewährleisten, dass der Survey alle zwei Jahre durchgeführt wird. Und da soll man Geld wegnehmen? Was wirklich dahintersteckt: Sie haben große Angst ... vor unabhängigen Leuten; Leuten, über die sie keine Kontrolle haben. Denn der Kongress kann zuschauen und kann sehen, wofür sie Geld ausgeben, und sie kritisieren, und das passierte früher immer den Naturwissenschaften.

R.K.: Davor hat man also große Angst?

H.S.B.: Ja, große Angst, das ist ganz klar. Wenn man dort ist, kann man es sehen, wenn man ihnen über die Schulter schaut. Was passiert, wenn wir Geld für das und das ausgeben? Welcher Senator könnte uns lächerlich machen? Und die Wahrheit ist: Feldforschung kostet nicht viel. Wenn man sich dafür beurlauben lassen will, kann man das machen. Das haben schon viele Leute getan. Aber unter den heutigen Umständen, mit all dieser Verwaltungsarbeit ... Meine Freunde in Großbritannien klagen sehr über diese Beurteilungsübungen, wie sie es nennen. ... das ist [...]

R.K.: Das ist ein ganz starker Druck [...]

H.S.B.: [...] Und alle möglichen Berichte müssen gemacht werden. Das ist viel Arbeit. Und irgendwer muss es machen. Das ist klar.

---

47 NORC „ist eine objektive, überparteiliche Forschungseinrichtung, die zuverlässige Daten und gründliche Analysen liefert, um kritische programmatische, ökonomische und politische Entscheidungen zu unterstützen.“ (<http://www.norc.org/About/Pages/default.aspx>, letzter Aufruf am 16. Januar 2019).

R.K.: In Ihrem Buch *Telling about Society* sagen Sie ganz am Ende, dass Sie Angst vor der Tragödie haben, die ein Verschwinden der Künste bedeuten würde, aber was die Soziologie anbelangt, sind Sie sich nicht so sicher [...]

H.S.B.: Das wäre keine solche Tragödie. [Lachen]

R.K.: Sie haben so eine lange Erfahrung in der Soziologie. Haben Sie einen Wandel festgestellt zwischen der Soziologie – die selbst eine Multi-Disziplin darstellt, denn es gibt nicht nur eine Soziologie – und ihrer Wahrnehmung in der Gesellschaft? Ich denke zum Beispiel an den Labeling-Ansatz, über den wir gesprochen haben, oder „große“ Konzepte wie die „Risikogesellschaft“ – ich weiß nicht, ob Ihnen das ein Begriff ist, der Ausdruck stammt von dem deutschen Soziologen Ulrich Beck,<sup>48</sup> der 1986 sagte, der Umgang mit Katastrophen und Risiken sei in der heutigen Gesellschaft zum zentralen Thema geworden. Und jetzt, 20 bis 30 Jahre später denkt jeder, es sei ein allgemeines Konzept; alle reden darüber ... genauso erinnert sich niemand daran, dass das Konzept der „Wissensgesellschaft“ vor langer Zeit durch soziologische oder sozialwissenschaftliche Forschung entstanden ist.

H.S.B.: Es ist alles wie diese Idee von den „Big Data“.

R.K.: [...] und es verändert die Wege und die Richtungen des politischen Denkens und der politischen Entscheidungen.

H.S.B.: Es hat nichts mit wirklicher Soziologie zu tun, wenigstens glaube ich das. Ich habe großes Misstrauen gegen alles, was sich als: „Aha! Jetzt sehe ich, in welche Richtung die Welt läuft“ präsentiert. Sie läuft niemals so, wie vorhergesagt wurde.

R.K.: Aber würden Sie sagen, dass Sie auf einer kleineren Stufe, zum Beispiel mit der Arbeit an den *Kunstwelten*, dem *Außenseiter*-Buch oder mit dem Buch über das Medizinstudium, dass Sie die Art und Weise verändert haben, wie die Menschen die Situation in diesem Bereich betrachten? Haben Sie diese Erfahrung gemacht oder denken Sie darüber nach, was dann passiert oder passiert ist?

<sup>48</sup> Ulrich Beck (1944–2015) war einer der einflussreichsten deutschen Soziologen nach dem zweiten Weltkrieg. Er war Professor für Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München und arbeitete zur soziologischen Diagnose gegenwärtiger gesellschaftlicher Transformationen.

**Abb. A-5**

Herbert Blumer

H.S.B.: Das ist schwer zu sagen. Ich bin auch ein Schüler von Herbert Blumer.<sup>49</sup> Und Blumers Idee, wie Veränderungen geschehen, ist eher ... wie hat er es noch genannt? „kulturelle Verschiebung“, (vgl. Blumer 1951) oder so ähnlich. Man sieht es nicht einmal. Es ist wie das Schmelzen der Gletscher. Wenn man sich das mit einem Vergrößerungsglas anschaut, sieht man dann, wie die Gletscher schmelzen? Nein.

R.K.: Immer nur ein winziges Puzzlestück.

H.S.B.: Sehen Sie sich an, was überall auf der Welt, in allen fortschrittlichen Ländern mit Homosexualität geschehen ist. Es scheint, dass es plötzlich OK ist. Vorher war es nicht OK. In Großbritannien hat man noch vor 60 Jahren die Leute zu Tode gehetzt.

R.K.: Und gar nicht weit entfernt, in Osteuropa und anderswo ist es immer noch nicht OK.

---

<sup>49</sup> Herbert G. Blumer (1900–1987), US-amerikanischer Soziologe, war Namensgeber und einer der Hauptprotagonisten des „Symbolischen Interaktionismus“; arbeitete unter anderem zur soziologischen Theorie und Methodologie, über Rassenfragen und über Film. Er lehrte von 1925 bis 1952 an der University of Chicago und wechselte dann an die University of California, Berkeley, wo er das soziologische Department leitete. 1956 wurde er Präsident der *American Sociological Association*.

H.S.B.: Stimmt. Oder in Afrika. Aber plötzlich schaut man sich um, und ... Vor Jahren hat eine Freundin von mir, Gertrude Selznick,<sup>50</sup> eine Umfrage über Antisemitismus gemacht. Sie sagte: „Weißt du, was passiert? Was die Leute jetzt sagen?“ – Sie hatten so eine Frage, weil sie wussten, niemand würde zugeben, antisemitisch zu sein: „Haben Sie in letzter Zeit etwas Schlechtes über Juden gehört?“ Früher, sagte sie, haben die Leute darauf einfach mit „ja“ oder „nein“ geantwortet. Heute sehen sie den Fragenden schief an und sagen: „Wissen Sie denn nicht, dass heute niemand mehr so redet?“ Es ist ganz anders. Und in der nächsten Generation hört man nichts mehr, und dann existiert es auch nicht mehr. Es ist alles vorbei. Als ich jung war in Chicago, hatte ich einen guten Freund, einen Schlagzeuger, Rudy Ricupero. Er war Italiener. Ich meine damit, dass seine Familie möglicherweise aus Italien kam. Er wohnte im italienischen Viertel. Damals schauten sich in den Ferien viele Leute nach einem befristeten Job in einem Laden um, zum Beispiel als Lagerarbeiter in einem großen Kaufhaus in der Innenstadt. Dort wurden immer Leute gesucht. Er sagte, er hätte auch versucht, so etwas zu finden, aber immer, wenn er seine Adresse angab, 1052 Taylor Street, dann wussten die Leute in Chicago: Das war das alte Italiener-Viertel. Aber er hatte eine Tante, die woanders wohnte, und als er ihre Adresse angab, bekam er den Job. Ich meine, es ist diese Art von Veränderung. Eine Sache hat mich seit vielen Jahren amüsiert, ich nenne es das „Unsere Jugend kommt in die Hölle“- Syndrom. In den 1920er Jahren kam die amerikanische Jugend in die Hölle wegen der Filme, der Stummfilme. Dann kamen sie in die Hölle wegen der Tonfilme. Dann kamen sie in die Hölle wegen des Radios oder der Comic-Hefte. Eins nach dem anderen, immer dasselbe Argument.

R.K.: Ja, im 19. Jahrhundert war es mit dem Bücherlesen genauso.

H.S.B.: Ja, das heißt also, die Jugend kommt immer in die Hölle, bis sie erwachsen wird und selbst die Jugend sieht. All diese Dinge werden so ernst betrieben. Jetzt fahren alle zur Hölle, die mit Smartphones durch die Straßen gehen. [Lachen]

R.K.: Das kann anscheinend zu ziemlich wirklichen Unfällen führen. Es scheint, dass manche Länder daran denken, die Nutzung in der Öffentlichkeit zu reglementieren. Wir sprachen über Latour. Und in „Telling about Society“ nehmen Sie häufig Bezug auf die Science Studies, und ich glaube, Sie sind da

---

50 Gertrude Selznick Jaeger (1915–1979) war Professorin für Soziologie an der University of California, Berkeley. Ihre Hauptarbeitsgebiete waren Antisemitismus und Rassismus.

nahe daran. Es besteht aber vielleicht ein Unterschied im Hinblick auf die Rolle, die Dinge spielen ... Aber ich möchte Sie noch etwas anderes fragen: Wenn Sie sich danach umsehen, was in der Soziologie geschieht – welche Arbeiten möchten Sie den Leuten empfehlen, was sollen sie lesen? Sie nannten einige Bücher in unserem Gespräch. In *Telling about Society* nennen Sie viele ältere Studien, zu denen man zurückkehren sollte. Aber finden Sie auch in der heutigen Soziologie etwas Interessantes? Oder eher außerhalb der Soziologie?

H.S.B.: Oh, sicherlich in der Soziologie, die ganze Zeit über. Da gibt es diese wunderbare Geschichte der französischen Rap-Musik von Karim Hammou (2012). Und Alice Goffmans Arbeit über schwarze junge Männer und die Polizei (Goffman 2014). Claudio Benzecri (2011) interviewte alle Fans des Colón-Opernhauses in Buenos Aires, die ihr Leben der Oper widmen. Oder Collin Jerolmacks (2013) phantastische interkontinentale Feldforschung über Mensch-Tier-Beziehungen am Beispiel von Tauben. Das sind nur einige, und es tut mir leid, nicht all die anderen nennen zu können. Ich lese immer neue Dinge. Es gibt viele gute Sachen. Meine eigentliche Kritik ist, dass Leute nichts lesen.

R.K.: Dann beginnen sie, unwissend zu arbeiten und zu schreiben?

H.S.B.: Sie hören etwas. Die Leute sprechen über dies und jenes. Wenn ich Leute frage: „Kennen Sie das Buch?“ ... Ich glaube, niemand liest Thomas Kuhns Buch. Alle wissen sie etwas darüber. Alle kennen „wissenschaftliche Revolution“, „Paradigma“. Sie haben die Wörter aufgeschnappt, aber sie wissen nicht, was er dazu sagte.

R.K.: Es gehört zum Kanon, zur Tradition, aber sie arbeiten nicht damit.

H.S.B.: Sie lesen es gar nicht. Wer liest denn? Oder die großen Klassiker wie *Deep South* (Davis, Gardner, Gardner 1941). Das ist ein großes Problem. Ich meine, ich könnte jahrelang Kurse über die gesammelten Werke von Everett Hughes anbieten (Hughes 1984). Sie sind so voller Ideen.

R.K.: Er ist auch in Deutschland gewesen, ich glaube nach dem Zweiten Weltkrieg.

H.S.B.: Oh ja, er war dort erstmals in den dreißiger Jahren, ungefähr 1930, und schrieb über die katholischen Arbeiter im Rheinland (Hughes 1984: 255ff.), und dann nach dem Krieg. Ja, er schrieb den berühmten Aufsatz „Good People and Dirty Work“ (Hughes 1962).

R.K.: Ich habe über seinen Einfluss auf die deutsche Nachkriegs-Soziologie nachgedacht. Es gibt keine Quellen, aber einige Studien über Arbeiter und Orte, die für mich irgendwie den Geist von Hughes haben.

H.S.B.: Ich weiß nicht, welche Verbindungen er in Deutschland hatte.

R.K.: Es ist schwierig, da Zugang zu finden.

H.S.B.: [...] aber er war einer der wenigen, die Deutsch und Französisch lesen konnten. Er war ziemlich vertraut mit beiden Sprachen, und er machte Gebrauch davon. Er gab es auf, Leute wie mich davon zu überzeugen, eine Sprache zu lernen. Ich schäme mich, dass es bei mir so viele Jahre gedauert hat.

R.K.: Aber Sie haben es nachgeholt. Sie haben ja Portugiesisch und Französisch gelernt.

H.S.B.: Und es ist sehr nützlich für mich gewesen. Unter anderem gab es mir viele wundervoll interessante Fälle zum Nachdenken.

R.K.: Vielleicht hören wir hier auf. Ich danke Ihnen vielmals.

H.S.B.: Gern geschehen. Kommen Sie mal wieder.

## Nachweise

Becker, Howard S. & Keller, Reiner (2016). Ways of Telling about Society. Howard S. Becker in Conversation With Reiner Keller [65 paragraphs]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 17(2), Art. 12, <http://nbn-re-solving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1602122>.

## Literatur

- Agee, James; Evans, Walker 1941: Let Us Now Praise Famous Men: Three tenant families. Boston, MA: Houghton Mifflin. Deutsche Ausgabe 2013: Preisen will ich die großen Männer: Drei Pächterfamilien Berlin: Die Andere Bibliothek.
- Balibar, Sébastien 2014: Chercheur au quotidien. Collection Raconter la vie. Paris: Édition du Seuil.
- Beck, Ulrich 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Becker, Howard S. 1963: Outsiders: Studies in the sociology of deviance. New York: The Free Press. Deutsche Ausgabe 2014: Außenseiter: Zur Soziologie abweichenden Verhaltens. 2. Auflage, Wiesbaden: Springer VS.
- Becker, Howard S. 1982: Art Worlds. Berkeley: University of California Press. Deutsche Ausgabe 2017: Kunstwelten. Hamburg: Aminus-Verlag.
- Becker, Howard S. 1986a: Doing things together: Selected papers. Evanston, IL: Northwestern University Press.
- Becker, Howard S. 1986b: Writing for Social Scientists. How to Start and Finish Your Thesis, Book, or Article. Chicago, IL: The University of Chicago Press. Deutsche Ausgabe 1994: Die Kunst des professionellen Schreibens: Ein Leitfaden für die Sozial- und Geisteswissenschaften. Frankfurt am Main: Campus.
- Becker, Howard S. 1998: Tricks of the Trade: How to Think about Your Research While You're Doing It. Chicago, IL: The University of Chicago Press.
- Becker, Howard S. 2006: A dialogue on the ideas of "world" and "field" with Alain Pessin. *Sociological Forum*, 21, 275–286.
- Becker, Howard S. 2007: Telling about Society. Chicago, IL: The University of Chicago Press.
- Becker, Howard S. 2014a: Ordinary lives. Public Books, [www.publicbooks.org/nonfiction/ordinary-lives](http://www.publicbooks.org/nonfiction/ordinary-lives), letzter Aufruf am 12. Januar 2019.
- Becker, Howard S. 2014b: What about Mozart? What about murder? Reasoning from Cases. Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Becker, Howard S. 2017: Evidence. Chicago, IL: The University of Chicago Press.
- Becker, Howard S.; Faulkner, Robert R. 2005: "Do you know ...?" the jazz repertoire in action. Chicago, IL: The University of Chicago Press.
- Becker, Howard S.; Geer, Blanche; Hughes, Everett C. 1968: Making the Grade. The academic side of college life. New Brunswick: Transaction.
- Becker, Howard S.; Geer, Blanche; Hughes, Everett C.; Strauss, Anselm 1961: Boys in white: Student culture in medical school. New Brunswick: Transaction.
- Becker, Howard S.; Keller, Reiner 2016: Ways of Telling about Society. Howard S. Becker in Conversation With Reiner Keller. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 17(2), Art. 12, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1602122>. Audioversion unter: <http://dx.doi.org/.5281/zenodo.49829er>.
- Benzecry, Claudio 2011: The opera fanatic: Ethnography of an obsession. Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Berger, John; Mohr, Jean 1975: A Seventh Man. New York: Verso. Deutsche Ausgabe 2016: Der siebte Mensch: Eine Geschichte über Migration und Arbeit in Europa. Frankfurt am Main: Fischer.

- Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas 1966: *The social construction of reality. A treatise in the sociology of knowledge.* New York: Anchor Books. Deutsche Ausgabe 1969: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit.* Frankfurt am Main: Fischer.
- Berliner, Paul F. 1994: *Thinking in Jazz: The Infinite Art of Improvisation.* Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Blumer, Herbert 1951 [1939]: *Collective Behavior.* In A. M. Lee (Hg.), *New Outline of the Principles of Sociology.* New York: Barnes and Noble, 166–222.
- Blumer, Herbert 1969: *Symbolic Interactionism: Perspective and Method.* Berkeley, CA: University of California Press. Deutsche Ausgabe 2013: *Symbolischer Interaktionismus: Aufsätze zu einer Wissenschaft der Interpretation.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Danko, Dagmar 2015: *Zur Aktualität von Howard S. Becker. Einleitung in sein Werk.* Wiesbaden: Springer VS.
- Davis, Allison; Gardner, Burleigh; Gardner, Mary R. 1941: *Deep South: A social anthropological study of caste and class.* Chicago, IL: University of Chicago Press. Nachdruck 2009 bei The University of South Carolina Press, Columbia, SC.
- Drake, St. Clair; Cayton, Horace R. 2015 [1945]: *Black Metropolis. A Study of Negro Life in a Northern City.* Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Frank, Robert 1969 [1959]: *The Americans.* New York: Aperture. Deutsche Ausgabe 2008: *Die Amerikaner.* Göttingen: Steidl.
- Goffman, Alice 2014: *On the run. Fugitive life in an American city.* Chicago, IL: University of Chicago Press. Deutsche Ausgabe 2015: *On the Run: Die Kriminalisierung der Armen in Amerika.* München: Verlag Antje Kunstmann.
- Hammou, Karim 2012: *Une histoire du rap en France.* Paris: La Découverte.
- Hughes, Everett C. 1962: *Good people and dirty work.* Social Problems, 10(1), 3–11.
- Hughes, Everett C. 1984 [1935]: *The Sociological Eye. Selected papers.* New Brunswick: Transaction.
- Jerolmack, Collin 2013: *The global pigeon.* Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Keller, Reiner 2012: *Das Interpretative Paradigma.* Wiesbaden: Springer VS.
- Kuhn, Thomas S. 1962: *The Structure of Scientific Revolutions.* Chicago, IL: University of Chicago Press. 4. Auflage 2012. Deutsche Ausgabe 1967: *Struktur wissenschaftlicher Revolutionen.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lange, Dorothea 1939: *An American exodus: A record of human erosion.* New York: Reynal & Hitchcock.
- Latour, Bruno 1995: The “Péofil” of Boa Vista: A Photo-Philosophical Montage. Common Knowledge, 4: 144–187. Deutsche Ausgabe 1997: *Der Pedogenfaden von Boa Vista: eine photo-philosophische Montage.* In Hans-Jörg Rheinberger (Hg.), *Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur.* Berlin: Akademie-Verlag, 213–263.
- Latour, Bruno 2002: *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Latour, Bruno 2000: On the partial existence of existing and non-existing objects. In Lorraine Daston (Hg.), *Biographies of scientific objects.* Chicago, IL: The University of Chicago Press, 247–269.
- Lemert, Edwin M. 1951: *Social pathology. A systematic approach to the theory of sociopathic behavior.* New York: McGraw-Hill.
- Lindesmith, Alfred R. 1947: *Opiate Addiction.* Bloomington, Ind.: Principia Press. Wiederveröffentlichung 1968 unter dem Titel: *Addiction and Opiates.* New Brunswick: Transaction; Neuauflage 2017 bei Taylor and Francis, London.

- Park, Robert E. 1974: The collected papers of Robert Ezra Park: Volumes 1, 2, & 3. New York: Arno Press.
- Park, Robert E.; Burgess, Ernest W. 1921: Introduction to the Science of Sociology. Chicago, IL: University of Chicago Press.
- Park, Robert E.; Burgess, Ernest W.; McKenzie, Roderick D. 1925: The City. Chicago, IL: The University of Chicago Press.
- Putnam, Robert D. 2000: Bowling alone: The collapse and revival of American community. New York: Simon & Schuster.
- Ralón, Gonzalo; Ralón, Laureano 2013: Interview with Howard S. Becker, Figure/Ground, January 9, <http://figureground.org/interview-with-howard-s-becker/>, letzter Aufruf am 15. Januar 2019.
- Roth, Julius A. 1966: Hired hand research. *American Sociologist*, 1, 190–196.
- Searle, John R. 1995: The Construction of Social reality. New York: The Free Press. Deutsche Ausgabe 1997: Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit: Zur Ontologie sozialer Tatsachen. Reinbek: Rowohlt.
- Strauss, Anselm 1991 [1978]: Creating sociological awareness. Collective images and symbolic representations. New Brunswick: Transaction.
- Thomas, William; Thomas, Dorothy 1928: The Child in America: Behavior problems and programs. New York: Knopf.